

Stendhal-Beyle als Mensch und Dichter

Autor(en): **Wendriner, Karl Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 10

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751362>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Genfer beleuchtet) hat eine entzückende Anmut in der Art, wie aus dem Schmutz und der Verkommenheit unsterbliche Feinheit, Schmiegsamkeit und Frische erlöst ist: es folge einer nur dem nervigen Ansaß und Verlauf der Zweige, dem silbernen Spiel der Blätter, der Wohllichkeit der Atmosphäre um diesen einzigen edlen Gegenstand in der Gegend, diesen jungen Baum herum. Verwandtschaft mit Perrier bezeugt die in lindes helles Rot und Grün hingebettete und hingehauchte Morgenstimmung in den Bergen Pointe de Chalune.

* * *

Die erste große Erfüllung der Versprechungen, die der Maler Estoppen gemacht hat, jener unvergeßliche Salève, ist vor 1890 entstanden. Größe, Reichtum und Ruhe waren damals schon sein. Wieder und wieder ist danach von ihm ein Werk ausgegangen, das seiner Muse und seinem Charakter Ehre gemacht und die schweizerische Kunst in ersprießlichem Fortschreiten zwischen den Strebungen der Zeit und der Aufeinanderfolge tüchtiger Manneskkräfte aus dem Volksgut der Nation gezeigt hat. Welcher Platz der seine ist, mag in dieser Darstellung ergründet sein. Vollends erfreulich würde es sein, wenn der Künstler ihn mit einem, dem Salève zumindest ebenbürtigen Werk wieder beträte, auf dem die Zahl 1911 zu lesen wäre.

Stendhal-Beyle als Mensch und Dichter

Von Karl Georg Wendriner



Am 12. Januar 1831 notierte Eckermann dieses Gespräch mit Goethe: Wir sprachen darauf über „Le Rouge et le Noir“, welches Goethe für das beste Werk von Stendhal hält. „Doch kann ich nicht leugnen“, fügte er hinzu, „daß einige seiner Frauencharaktere ein wenig zu romantisch sind. Indessen zeugen sie alle von großer Beobachtung und psychologischem Tiefblick, so daß man dem Autor einige Unwahrscheinlichkeiten des Details gern verzeihen mag“. Ähnliche Worte finden sich in den Unterhaltungen Goethes mit dem Kanzler von Müller.

In mehrfacher Hinsicht ist dieses Urteil interessant. Es zeigt, wie Goethe selbst seinen Traum einer Weltliteratur zu verwirklichen suchte. Stendhal

wurde zu Lebzeiten selbst in Frankreich nur von wenigen Auserwählten gekannt und bewundert. In dem fernen, kleinen Weimar aber hatte der „Weltbewohner“ Goethe die Entwicklung dieses Schriftstellers, dessen Verstand und Kenntnisse er wiederholt gerühmt hat, so genau verfolgt, daß er seinen Roman „Le Rouge et le Noir“, die in den Jahren 1828—1830 niedergeschriebene „Chronique du XIX^e siècle“ in demselben Jahre las, in dem er veröffentlicht wurde. Ganz langsam wuchs der Ruhm Stendhals, erst in den letzten Jahrzehnten haben ihm in Frankreich seine Schüler Flaubert und Bourget, Balzac und Zola — diese beiden Entwicklungslinien des modernen Romans gehen von ihm aus — in Deutschland vor allem Friedrich Nietzsche seine die ganze Entwicklung der epischen Kunst im neunzehnten Jahrhundert bestimmende Stellung als Vater des psychologischen Romans angewiesen. So also haben wir uns heute, wenn wir die große Beobachtung und den psychologischen Tiefblick Stendhals rühmen, zu einer Erkenntnis durchgerungen, welche der alte Goethe bereits vor achtzig Jahren gewonnen hatte.

Schon wiederholt habe ich an dieser Stelle auf die ausgezeichnete von Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Arthur Schurig übertragene „Deutsche Stendhal-Ausgabe“ (Verlag Eugen Diederichs in Jena) hingewiesen, in welcher bisher, gut übersetzt und ausgestattet, in neun Bänden diese Werke Stendhal-Beyles erschienen sind: „Rot und Schwarz“, „Über die Liebe“, „Renaissance-Novellen“, „Die Kartause von Parma“, „Chroniken aus der italienischen Renaissance“, „Nachgelassene Novellen“, „Römische Spaziergänge“ und eine feinsinnige Auswahl aus den Briefen, Tagebüchern und autobiographischen Fragmenten des Dichters unter dem Titel „Bekanntnisse eines Egoisten“. Als willkommene Ergänzung zu dieser Ausgabe veröffentlicht Arthur Schurig soeben in einem 450 Seiten starken Bande „Ausgewählte Briefe Stendhals“ aus den Jahren 1800—1842 (Verlag Georg Müller, München), welche durch ihren Inhalt wie durch ihre Form ein überaus fesselndes Bild des Menschen und Schriftstellers Stendhal-Beyle entwerfen und uns manch interessanten Einblick in das Arbeitszimmer dieses großen Psychologen und Stilkünstlers gestatten.

Ein Brieffschreiber im eigentlichen Sinne, in dem der Brief der unmittelbarste Ausdruck jeder Gemütsstimmung ist, war Stendhal nur in seiner Jugend, vor allem in seinen Briefen an die geliebte Schwester Pauline. Nur in diesen Episteln können wir in das Herz des Dichters blicken, dieses früh-

reifen Knaben, der den frühen Tod seiner Mutter nie verschmerzt hat, dem sein Vater und eine Tante Seraphie als die „Teufel seiner armseligen Kindheit“ erschienen, der keinen Beruf zu ergreifen wagte, weil er im voraus fühlte, daß er nicht die nötige Ausdauer haben werde, ihm auch treu zu bleiben, und über dessen Jugend doch eine Vorahnung eines höheren Zustandes, eine wehmütige Sehnsucht nach einem imaginären Glücke lag. Bücher waren seine einzigen Freunde. Schon als siebzehnjähriger Knabe schreibt er der Schwester diese Worte, welche er später immer wiederholt hat: „Die Bücher, eine unerschöpfliche Quelle feinsten Genusses, die sind es, die uns die Seele stark machen und ihr die nötige Fähigkeit verleihen, das Genie zu finden und anzubeten. Dann weitet sich die Welt, alle Schranken fallen, die Seele wird frei und sie erfaßt und liebt immer mehr“. Die Liste seiner Bücher verzeichnet in diesen Jahren Homer, Plutarch, Torquato Tasso, Molière, Racine, Voltaire, Fénelon, Montesquieu, Buffon und merkwürdigerweise den deutschen Vielschreiber August Lafontaine. Dies ist um so auffälliger als Stendhal sonst die deutsche Sprache, dieses „Rabengekrächz“ geradezu gehaßt und wiederholt von einer „germanischen Barbarei“ wie später Friedrich Nietzsche gesprochen hat. Am tiefsten hat den jungen Stendhal in diesen Jahren der große Jean Jacques Rousseau gepackt. Man glaubt den großen Verächter aller Kultur selbst sprechen zu hören, wenn man in diesen Briefen liest: „Es will mir vorkommen, als müßten bei dem heutigen Zustand der Gesellschaft die hohen Seelen fast durchweg unglücklich sein und zwar um so mehr unglücklich, als sie die Hindernisse zu ihrem Glück verächtlich finden. — Hier wie überall habe ich viel Eigenliebe und so gar keine Seele gefunden. Die Leidenschaften mit allen ihren Stürmen sind mir lieber als die kalte Gefühlslosigkeit, in die ich die gute Gesellschaft versunken sehe. — Die Sprache der heutigen Gesellschaft ist Lug und Trug“.

Solche Worte schrieb Stendhal bis zum Jahre 1803. Zwei Jahre später ruft er der Schwester zu: „Ich stecke bis an den Hals in den Ränken der Gesellschaft und erkenne, wie ungeheuer vorteilhaft eine gründliche und systematische Kenntnis der Menschen und ihrer Leidenschaften im praktischen Leben ist. Du ahnst nicht, welche Leichtigkeit sie verleiht“. Hier ist der Wendepunkt des phantastischen Knaben zum psychologischen Schriftsteller. Es war selbstverständlich, daß sich das Interesse dieses sensitiven, leidenschaftlichen

Menschen, der uns später in seinem Buche „De l'Amour“ die feinsinnigsten Betrachtungen über die Liebe geschenkt hat, zuerst den Frauen zuwandte. Er hat sein Leben lang die Männer gering geachtet und Männergesellschaft nicht geliebt. Niemals aber finden wir ihn ohne eine Geliebte oder eine Freundin. Da er zum ersten Male in die große Welt eintritt, läßt er sich wie ein Kahn ohne Steuer im Strom aller der Leidenschaften treiben, die ihn umtoben. Eine ihm vorgeschlagene reiche Heirat lehnte er nach kurzem Bedenken ab: „Zwar wäre ich dann reich, aber doch so recht ein Sklave der Konvenienz. Ich besäße ein schönes Haus, aber dabei vielleicht nicht das einzigste Stübchen, wo ich Alfieri und Corneille in Ruhe lesen könnte“. Ein „Weltmann“ wollte er werden, ein Mann, der „in den Frauen bloß noch ein hübsches Spielzeug sieht, mit dem man sich die Zeit vertreibt, dem man sich also nicht ernsthaft hingeben darf“.

Aber diese Philosophie zerbrach Stendhal zum ersten Male, als ihm die kleine Mélanie Guilbert entgegentrat, eine Schmierentomödiantin, welche von einem Männerarm in den andern und endlich sehr tief gefallen war. Es wiederholt sich ein Schauspiel, das wir bei Künstlerlieben so häufig sehen: Stendhal warf über diese Frau den ganzen überfließenden Glanz seiner Seele: „Sie besitzt die grenzenlose Feinfühligkeit einer Künstlerseele, die Seelenscham Tassos“, schrieb der begeisterte Liebhaber an seine Schwester, „sie ist eine erhabene Seele. — Wie alle Idealistinnen ist sie angekränfelt von der Melancholie; sie ist bei ihr chronisch. Sie ist eine wunderschöne Frau, das Gesicht griechisch, ernst, mit unsagbar blauen Augen, überaus graziös und ein wenig mager“. Nach einem kurzen Jahr der Liebe verließ diese „melancholische Idealistin“ ihren armen Verehrer um irgend eines Mannes willen, der reicher war und ihr mehr bieten konnte als dieser. Wegen dieser Frau war Stendhal nach Marseille gegangen, wo Mélanie spielte, und war zum Entsetzen seines Vaters in ein Materialwarengeschäft eingetreten. So groß war seine Liebe gewesen. Niemals aber hatte er daran gedacht, sie zu heiraten. Denn Liebe und Ehe bedeuteten für ihn die größten Gegensätze. Seine Ansichten über die Ehe spiegeln sich wider in diesen Briefen an seine Schwester: „Hüte dich vor einer Liebesheirat! Wenn du nicht gerade einen geistig ganz besonders hervorragenden Mann liebst, wirst du dabei nicht glücklich werden. An deiner Stelle würde ich einen ehrbaren, leidlich reichen,

geistig nicht ganz an dich heranreichenden Mann wählen“. Ein Jahr später hat er diese seltsame Philosophie weiter ausgeführt: „Wie steht es nun mit der Ehe? Ist sie ein geeigneter Boden zur Entstehung und Weiterentwicklung einer Leidenschaft? Nein. Sie erfüllt die nötigen Bedingungen nicht. Diese theoretische Erkenntnis wird anscheinend durch etliche glückliche Ehen Lügen gestraft; indessen spielt in einer Ehe meist der geistig Überlegene Komödie vor dem andern und alle beide vor der Öffentlichkeit. Im allgemeinen tun alle Menschen so, als seien sie glücklich. Wenn man näher hinsieht, erweist sich das Gegenteil.“

Wenn es in der Ehe Liebe gibt, so ist sie ein erlöschendes Feuer, und zwar eins, das um so rascher verglimmt, je heller es gelodert hat. Das habe ich an fünfzig bis sechzig Ehepaaren gesehen, die ich aus der Nähe beobachten konnte.

Welche Art von Glück kann man nun allenfalls in der Ehe finden? Die Freundschaft. Aber selbst das ist äußerst schwer. Es ist fast nur möglich, wenn ein fünfzigjähriger Mann eine Witwe von dreißig Jahren heiratet. Wenn die beiden Geist, weltmännisches Wesen und Lebenserfahrung haben, so sind sie duldsam geworden. Die Freundschaft zwischen Eheleuten ist viel zu wenig frei und unabhängig, als daß sie eine sichere Grundlage für das Glück wäre. Das, was die Freundschaften im Leben gerade kittet, das ist ja die Möglichkeit, sich jeden Augenblick wieder trennen zu können. Einem Freunde hängt vor der Möglichkeit, seinen Freund zu verlieren.

Darum glaube ich, daß eine Frau das eheliche Glück bei einem gutmütigen Manne suchen muß, der sich leiten läßt. Sie bekommt für ihn eine Art von Wohlwollen, das man bei eigener Gutherzigkeit immer für Menschen empfindet, die gut mit einem sind. Dieser Gatte, der sich leiten läßt, macht seine Frau zur Mutter von Kindern, über die sie entzückt ist. Das füllt ihr Leben, wenn auch nicht mit romanhaften Gefühlen, die physisch unmöglich sind — die Natur läßt die Nerven nicht lange in der gleichen Spannung, und jeder häufig wiederholte Eindruck stumpft sich ab und wird weniger fühlbar — wohl aber mit vernünftiger Zufriedenheit. Diese Sätze sollten der Katechismus für die Glückserwartungen eines jungen Mädchens sein.“

Ich habe diesen Briefabschnitt ungekürzt hierher gesetzt, weil er die beste Einführung nicht nur in das Buch „De l'Amour“, sondern überhaupt in die

Lebensanschauung Stendhals bildet, zugleich läßt er uns fast zum letzten Male hineinblicken in die Seele des Dichters. Eines Tages brach er nicht nur den Briefwechsel mit seiner Schwester ab, sondern hörte überhaupt auf, seine Gefühlsergüsse und seine Betrachtungen über die Welt und die Menschen in Briefen niederzulegen. Diese werden kürzer und seltener, je mehr er dichtet. 1836 kann er Julie Gaulthier als Entschuldigung seines Schweigens sagen, daß er seit einem Vierteljahr keine drei Briefe geschrieben habe. „Die Scham, ein Indiskreter könne aus meinen Papieren meine Seele herauslesen, hindert mich, seitdem ich in das vernünftige Alter gekommen bin, niederzuschreiben, was ich fühle, das heißt die individuellen Bilder der Dinge, wie ich sie sehe, Impressionismen, die dem Leser vielleicht Freude bereiten würden, der zufällig eine melancholische und närrische Seele wie ich besitzt“.

Der Kunstschriftsteller und Dichter Stendhal beherrscht den zweiten Teil der Briefe. Hier spricht der Verfasser der „Vies de Hayden, de Mozart et de Métastase“, der „die unvergleichlich holdesten Augenblicke“ seines Lebens in der Oper verlebt hat, von seiner Bewunderung für den „göttlichen Mozart“ und für Cimarosas Oper „Die heimliche Ehe“. Hier jubelt der Lehrer eines Taine, der selbst eine „Histoire de la Peinture en Italie“ geschaffen hat, begeistert einem Raphael und Correggio zu. Hier faßt der Dichter der „Souvenirs d'un gentilhomme italien“ und der „Promenades dans Rome“ seine ganze Liebe zu Italien in diesen Ausruf zusammen: „Wenn man zufällig ein Herz hat und ein Hemd besitzt, soll man sein Hemd verkaufen, um das Land um den Lago Maggiore, Santa Croce in Florenz, den Vatikan in Rom und den Besuch bei Neapel zu sehen“.

Stendhal liebte Italien so sehr, weil er in diesem Lande die größte Natürlichkeit zu finden glaubte. Er verehrte Shakespeare, weil ihm dieser als „der größte Naturalist“ unter allen Dichtern erschien; er ging achselzuckend über Schiller hinweg, weil ihn seine Rhetorik langweilte. In all diesen Urteilen spricht Stendhal pro domo, sie zeigen deutlich die Entwicklung und die Ziele seiner eigenen Kunst. Ich deutete schon an, wie ihn der Wunsch, eine ihm verächtlich scheinende Gesellschaft zu überwinden, zum Studium der Menschenseele trieb. Schon 1804 hielt er sich für berufen, Komödien zu schreiben, weil er sich dauernd damit beschäftigt hatte, Charaktere zu studieren und zu schildern. Stendhal hat sein Leben lang den Menschen am Menschen und auch

in alten Chroniken studiert. Er hat vor allem immer „recht aufmerksam und ganz gelassen Obacht gegeben, was in seiner Seele vorging“. Besonders charakteristisch ist diese Selbstanalyse seines Befindens während seines ersten Schlaganfalls: „Urpötzlich vergesse ich alle französischen Worte. Ich kann nicht mehr sagen: „Bringen Sie mir ein Glas Wasser“. Ich beobachte mich neugierig. Abgesehen vom Gebrauch der Sprache erfreue ich mich aller animalischen Funktionen. Das währt 8—10 Minuten, dann kehrt das Wortgedächtnis allmählich zurück, aber ich bin ganz matt“. Für Stendhal war der Mensch nichts weiter als ein Produkt der Geseze, die über seinem Haupte schweben und des Klimas in seinem Herzen.

Für diesen sensitiven Psychologen bestand die ganze Kunst des Schreibens darin, die Worte zu nehmen, die die Gedanken möglichst genau ausdrücken. Es handelte sich für ihn in der Kunst darum, die Leidenschaften so zu schildern, daß im Herzen des Hörers ein ähnliches Gefühl entsteht wie im Schilderer. „Schwulst ist in meinen Augen der allerschlimmste Fehler, geradezu der Gegenpol des reinen Eindrucks. Man darf nur schreiben, wenn man etwas Gewaltiges oder etwas bis in den Kern hinein Schönes zu sagen hat, aber immer muß man es mit der möglichsten Schlichtheit zum Ausdruck bringen“. In dem berühmten Briefe an Balzac vom 30. Oktober 1840, der dem Schöpfer der „Comédie humaine“ für die begeisterte in der „Revue Parisienne“ erschienene Kritik dankte, gab Stendhal die Theorie seines dichterischen Schaffens: „Gewöhnlich diktiere ich 25—30 Seiten; wenn es Abend wird, bedarf ich dann einer starken Zerstreuung. Am andern Morgen muß ich alles vergessen haben. Indem ich die drei oder vier letzten Seiten des vorhergehenden Kapitels nochmals lese, fällt mir dies ganze Kapitel wieder ein. — Ich verabscheue den geschraubten Stil, und ich will Ihnen gestehen, daß ein guter Teil der „Kartause“ nach dem ursprünglichen Diktat gedruckt worden ist. Ich habe insgesamt 60—70 mal diktiert. Die Gedanken drängten mich. Überschwang und Schwulst sind immer etwas Unehrlisches, und darum wird man den deklamatorischen Stil bald hassen. — Während ich die Kartause schrieb, las ich jeden Morgen zwei oder drei Seiten im Bürgerlichen Gesetzbuch, um den Stil zu stimmen und immer natürlich zu sein. — Ich will die Seele des Lesers nicht mit unechten Mitteln gewinnen. — Ich habe geglaubt, es müßten Gestalten vorkommen, die weiter keinen Zweck haben als des

Lesers Herz zu rühren und die Geschichte naturwahr zu machen. — Oft überlege ich mir eine Viertelstunde lang, ob ich ein Adjektiv vor oder nach sein Substantiv setzen soll. Ich suche klar und wahr zu erzählen, was in meinem Herzen vorgeht. Ich sehe nur ein Gesetz: Klar zu sein. Wenn ich unklar bin, verliert meine ganze Welt ihr Leben“.

So also entstanden Stendhals gewaltige Romane „Le Rouge et le Noir“ und „La Chartreuse de Parme“, seine hinreißenden „Renaissance-Novellen“, seine feinsinnigen kunstwissenschaftlichen, literarhistorischen, historischen und politischen Schriften, seine Reisebeschreibungen, seine autobiographischen Fragmente und sogar seine Briefe. Seine Persönlichkeit und sein Schaffen steht heute im Mittelpunkt unseres psychologischen und künstlerischen Interesses. Männer wie Balzac und Flaubert wären ohne Stendhal-Benke nicht zu denken. „Im Jahre 1880 wird man vom deklamatorischen Stil übersättigt sein. Vielleicht wird man dann die „Kartause von Parma“ lesen“. Dieser von dem Dichter immer wieder ausgesprochenen Prophezeiung ist in unsern Tagen eine Erfüllung geworden, die der von seinen Zeitgenossen so vielfach verkannte Poet in solchem Glanze wohl selbst kaum erhofft hatte.

Dodo

Eine Erzählung von Robert de Traz *)

übersetzt von Dr. Johannes Widmer



Paul sucht in freudiger Spannung seinen Vetter Adolf heim: „Du bist also wieder der Letzte in Mathematik, Dodo?“ „Hätte ich etwa Erster werden können?“ „Das allerdings nicht!“ „Na, da ist es mir denn doch noch tausendmal so lieb, es zum Letzten gebracht zu haben!“

„Schön, wieder einmal ein Paradoxon!“ stellt Paul ordentlich vergnügt fest.

Die Beziehungen zwischen den beiden Vettern sind vertraut und verwickelt zugleich. Dodo läßt seine immerwährend schlechte Laune auch an Paul

*) Diesem Genfer Autor verdanken wir den Novellenband „Au Temps de la Jeunesse“ und den Roman „Vivre!“ (Lausanne, Payot & Cie., 1910).